

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Theodor Balk
Das verlorene Manuskript

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Inhalt

Es begann mit Stickstoff	7
Reise durch künftige Kriegsschauplätze (1)	25
Reise durch künftige Kriegsschauplätze (2)	49
Der Tod in Aragon	85
Abstecher in den Frieden	103
Préfecture, Fünfte Etage	119
Die Flucht nach Andorra	153
Der Notausgang Europas	177
Zwischen zwei Kontinenten	197

Es begann mit Stickstoff

Ich stehe auf Skiern. Auf einem kahlen vom Wind verwehten Hang. Eine Reihe von nackten Stöcken – die Wegmarkierung – führt nach beiden Horizonten und macht die Landschaft noch lebloser.

Der Himmel ist zerklüftet. Tiefe Wolken jagen über die vereiste Schneefläche. Unter mir quirlt beängstigend dunkler Dampf aus der Tiefe. Aus dem Deutschen Reich, das seit kurzem das Dritte sich nennt.

Ich warte auf Lobinger, meinen Quartiergeber. Heute früh, während ich schlief, hat er das Haus verlassen. Eines jener niedrigen Häuser, die in einem Talkessel Schutz vor den Wettern des Riesengebirges suchen. Den leeren Rucksack auf dem Rücken ist er nach Schmiedeberg aufgebrochen, das jenseits der Grenze im Dritten Reich liegt.

Nun soll er aus diesem Loch kommen, aus dem die beängstigend schwarzen Dämpfe heraufwirbeln, den Weg, den ich vor nicht langem selbst gegangen bin.

Jener Morgen, als Frau Sonia, meine Berliner Hausfrau, zu ungewohnter Morgenstunde mein Zimmer betrat – wie weit liegt das zurück, dabei ist es vor elf Tagen gewesen. »Herr Balk«, rief sie von der Tür her, »wir sind umzingelt«. Das »Wir« war der Laubenheimer Platz Nummer 6, eine Treppe rechts bei Binders, wo ich unangemeldet seit einiger Zeit wohnte. Es war ein Irrsinn von mir gewesen, als Versteck gerade die Künstlerkolonie zu wählen, die in der Nazipresse das Epitheton »die rote« trug und als Brutstätte des »Kulturbolschewismus« galt. Aber ich hatte keine Wahl. Um es ehrlich zu sagen, ich war zu bequem und nahm das erste Angebot, das von Binder, ohne viel zu überlegen an.

Ich stürzte zum Fenster. Ja, wir sind umzingelt. Schupoleute, auf jede zehn Schritte einer. »Auch der Hof ist umstellt«, sagte Frau Sonia, die noch immer ratlos in der Türe stand.

»Ich rasiere mich jetzt«, sagte ich, »dabei kann man am ruhigsten nachdenken.«

Während ich mich rasierte, kam ihr Mann in den Raum. Ich sagte ihm, daß ich die Wohnung sofort verlassen werde, um ihm keine Unannehmlichkeiten zu machen. Sollte man mich unten fragen, von wo ich komme, so werde ich sagen, daß ich mit ihm bis spät in die Nacht gearbeitet hätte – Binder war, der Herausgeber einer Presse-Feuilleton-Korrespondenz und ich schrieb ab und zu für ihn – und dann zum Schlafen dageblieben wäre.

Vor dem Haustor hielt mich ein Polizist an. »Kommen Sie mit!« Er geleitete mich zu einem Auto, vor dem zwei Herren in Zivil standen. »Ihre Papiere«. Mein Papier war in Ordnung, ein guter und rechtsgültiger jugoslawischer Paß. »Danke«, sagte der Polizeiagent, »Sie können gehen.« Das ging ja glatt, dachte ich und schritt aus, lässig und ohne Eile, wie ein Mensch, der von seiner Unschuld durchdrungen ist, da rief mir der andere nach: »Einen Augenblick. Was haben Sie in Ihrer Aktentasche?« Ich kehrte um und öffnete bereitwillig meine Tasche. Drinnen waren einige Nummern der Binderschen Korrespondenz, die ich mir eigens als Alibi eingesteckt hatte. Sie wurden zu meinem Verhängnis. »So, so, Sie arbeiten mit dem Binder«, des Polizeiinspektors Stimme war auf einmal unangenehm interessiert geworden. »Mit dem Binder arbeiten Sie also. Dann muß ich Sie festnehmen.«

Ich wurde nun zu einem Überfallwagen geleitet, einem offenen Wagen mit Bänken. Ich nahm auf der hintersten Bank Platz, der erste Fang des Tages.

Der Empfang hatte sich noch gesittet gestaltet, als lebten wir noch in der Weimarer Republik. Bald sollte es anders werden.

Aus den Haustoren und hinter den Straßenecken des Laubenheimer Platzes tauchten von Schupoleuten geführt neue Opfer auf. Manche unversehrt, manche sich den Kopf haltend. Sie füllten die Bänke. Neben mir kam mein Hausherr und Arbeitgeber zu sitzen. Sein Krawattenknoten hing tief über die Jacke hinab. Das Taschentuch, das er vor seiner Nase hielt, war von Blut getränkt. Wenn er es abnahm, kamen die Trümmer einer einst schmalen und gebogenen Nase zum Vorschein. Wir sprachen kein Wort. Was, dachte ich, mag der Binder nur verbochen haben, Binder, der sich so geflissentlich von jeder Politik fernhielt?

Es füllten sich die Bänke. Mein Freund Thomas der Schauspieler, und noch ein Schauspieler. Ein Maler. Ein Verleger.

Ein dürrer alter Mann, den ich nicht kannte, und der so zitterte, daß er die Zigarette nicht zum Mund führen konnte. Der bekannte Individualpsychologe S.M. Fast alle Spuren von Schlagwerkzeugen auf den Gesichtern und Kleidern tragend.

Feuerwehr war inzwischen vorgefahren. Nicht um den Brand zu löschen, der aus einem kleinen Scheiterhaufen, genährt von Fahnentuch, Gemälden und Bildern vor uns dahinbrannte, sondern um mit hohen Leitern durch die Fenster in verschlossene Wohnungen einzudringen.

Die Prügeltracht, die der eine und der andere bei seiner Verhaftung abbekommen *hatte*, schien unseren Wächtern ungenügend zu sein. So kletterten sie auf den Wagen, ein Schupo- und ein SA-Mann und schlugen uns mit ihren Gummiknüppeln auf die Köpfe, was immer wir auch taten, was immer wir auch zu tun unterließen. Der Schupomann stand bei dieser Verrichtung dem SA-Mann nicht nach, er gehörte dem Kommando zur besonderen Verwendung des Obersten Wrede an, einer aus Nazipolizisten nach dem Machtantritt Hitlers gebildeten Stoßtruppe. Und je höher die Sonne stieg, je trockener unsere Kehlen und je feuchter unsere Stirnen wurden, je mehr Leute sich um uns sammelten, um so wilder handhabten unsere beiden Wächter ihre Schlaginstrumente, um so unflätiger wurden ihre Worte.

Das Publikum verhielt sich in seiner Mehrzahl schweigsam. Ich sah Lola, Thomas' Frau, ich sah Fräulein Tillinger, bei der ein Teil meiner Bücher untergebracht war, ich sah Bekannte und Verwandte der Opfer. Ihre Gesichter waren leblos wie Masken. Nur durch die Öffnungen zwischen den Augenlidern drangen nach außen Strahlenbündel, die Leben verrieten, ein durch Angst und Panik gelähmtes Leben.

Es gab im Publikum auch einige Bösertige. Um ihren Beifall warben unsere Dompteure. Da war ein sehr sorgfältig gekleideter älterer Herr, der mit zittriger Hand seinen Spazierstock gegen uns schwang. Es schien, als wäre er einer der frühen Georg Grosz'schen Zeichenmappen entsprungen. Dann war da ein Schauspieler, der mit Tragödenstimme die Anwesenden aufforderte, diese dreckigen Juden, das waren wir, an die nächsten Bäume zu knüpfen. Er näherte sich uns und hob schon die Hände, um Binder aus dem Wagen zu zerren, niemand machte Anstalten, ihm dies zu verwehren, aber es stand ihm auch niemand bei. So ließ er die Hände wieder sinken.

Noch hatte es sich nicht überall herumgesprochen, daß das

Töten von Juden und von Roten eine nationale Tugend sei. Noch hatte sich des Schauspielers Feigheit mit der Feigheit der anderen nicht zum Heldentum vereinigt. So blieb er in der Geste stecken, wie auf der Bühne.

Bald wird er diese Schüchternheit abstreifen und ein neues Kleid, ein braunes oder ein schwarzes, über seine eigene Feigheit stülpen. Und er wird nicht mehr in der theatralischen Geste stecken bleiben, er wird Menschen, wie unsereinen, aus den Wagen schleifen und mit ihnen in den Columbiahäusern Inquisitionstragödien auf realistisch spielen.

Nein, es hatte sich in jenen Tagen noch nicht genügend herumgesprochen, was für eine Zeit für Deutschland angebrochen war. Und so geschah es, daß eine Frau in der Menge zornige Worte ausstieß, so überstürzt und mit so heiserer Stimme, daß ich nur den Sinn und nicht die Worte verstand. Im nächsten Augenblick entschwand sie unseren Blicken, hinter den Rücken der Schupo- und SA-Leute.

Ein Postbeamter kam nun des Weges, der vielleicht gar nichts Böses im Sinne hatte, der uns aber mehr Schläge einbrachte, als der Schauspieler und der ältere Herr zusammen. Der Mann hielt einen Foto-Apparat vor sich und wollte uns in verschiedenen Ansichten fotografieren. »Hüte ab!« befahl hinter uns der Schupomann. »Lächeln!« »Nach rechts schauen!«, so ging das immerfort, und wie schnell wir auch das von uns Geforderte verrichteten, unser Dompteur gab sich nie zufrieden.

Schlimmer als die Prügel war die Scham. Die Scham, daß wir taten, was zu tun uns unsere Dompteure hießen: die Hände zum Hitlergruß heben, die »Wacht am Rhein« singen, Heil Hitler rufen. Es ist wahr, wir taten es nicht auf den ersten Befehl, nicht nach den ersten Schlägen. Aber immerhin.

Scham auch für manche aus dem Publikum. Nicht für den älteren Herrn, der in seiner zittrigen Hand den Spazierstock schwang, – und erst recht nicht für den Schmierenträgöden, der von Bäumen und Anknüpfen deklamierte – für den Postangestellten, der auf dünnen Beinen vor uns mit seinem Foto-Apparat herumhüpfte, ein Lächeln auf dem Gesicht, halb verlegen, halb geehrt.

Die Nacht verbrachten wir in einer Sammelzelle des Polizeipräsidiums, auf dem Alexanderplatz. Nach Mitternacht wurde ich zum Verhör geholt. Der Kommissär, der mich verhörte, war korrekt – es gab in jenen frühen Tagen des Dritten Reiches noch alte Beamte am Alex. Ich wußte, wenn ich in dieser Nacht

nicht freikomme, so werde ich nie oder nur nach vielen Jahren freikommen. In diesem Rummel der Massenverhaftungen werden sie keine Zeit haben nachzusehen, ob über mich ein Akt in den Archiven besteht. Bleibe ich hier, so werden sie den Akt finden und darin die Geschichte mit Leuna, die ihnen sehr mißfallen wird. Dann bin ich geliefert.

Diese Einsicht in die Gefahr machte mein Denken kalt, und präzise, als ginge es nicht um meinen Kopf. Ich benahm mich wie ein irrtümlich verhafteter Diplomat. Bestand darauf, meinen Gesandten zu sprechen, der, wenn man mir glaubte, mein bester Freund war. Ich forderte, daß man meinen Rechtsanwalt, den ich nicht hatte, auf der Stelle verständige. Je eindringlicher ich wurde, um so versöhnlicher wurde der Kommissär. Schließlich eröffnete er mir, daß er mich, in Anbetracht der guten, ja freundschaftlichen Beziehungen zwischen der neuen Reichsregierung und meinem Lande, in Freiheit setzen werde. Allerdings, unter einer Bedingung: falls man in meiner Wohnung, bei der Haussuchung, die morgen früh gemacht werden sollte, nichts Belastendes finde.

Man fand nichts. Meine Freundin, die seit Wochen allein in unserer Wohnung im Norden der Stadt wohnte, war für gestern Abend mit mir vor der preußischen Staatsbibliothek verabredet. Ich kam nicht. Sie wartete. Aus Langweile kaufte sie sich den »Angriff«. Die Schlagzeile sprach von der gelungenen Polizeiaktion in der Künstlerkolonie. Auf dem Foto, das da abgedruckt war, fand sie mich. Sie eilte nach Hause und säuberte die Wohnung gründlich, entfernte alle verdächtigen Bücher und Manuskripte.

Man fand also nichts. Ich war frei.

Am Abend bestieg ich am Bahnhof Friedrichstraße einen D-Zug nach dem Süden. Um sechs Uhr morgens war ich in Schmiedeberg, am Fuße des Riesengebirges. Endstation. Alles stieg aus. Das Grau eines Wintermorgens lag über dem Bahnhofsplatz, als ich das Gebäude verließ. Kein SS-Mann, kein SA-Mann war zu sehen. Weder hier noch vorhin auf dem Bahnsteig.

Eine vergangene Ruhe umhüllte mich. Die Ruhe der alten Provinz. Die Ruhe des Schnees, der meterdick und watteweich die Dächer, die Gärten, die Felder jenseits des Schienenstranges bedeckte.

Nur meine Schritte klangen in diese Stille hinein, knirschende Schritte auf dem vereisten und von vielen Rad- und Schlittenspuren gezeichneten Fahrweg.

Brüsk und ohne Übergang war ich in diese Stille hineingeraten, aus dem ratternden D-Zug, aus den nächtlichen Gesprächen zufälliger Mitreisender, aus der Sammelzelle und dem Überfallwagen des Berliner Polizeipräsidiums, aus der Großstadt Berlin mit ihren Umzügen und Siegesfeiern.

Den Weg kannte ich. Ich war ihn schon viele Male gegangen, allein und mit Freunden, hinauf zu den Schneefeldern des Riesengebirges und wieder zurück.

Diesmal jedoch sollte es nur hinauf und nicht mehr zurück gehen. Diesmal galt meine Reise nicht dem Skiterrain, sondern dem Terrain schlechthin. Diesmal war meine sportliche Kleidung Vorwand, meine Skibretter kein Sport-, vielmehr ein Verkehrsmittel. Ich selbst kein Ausflügler, sondern ein Mensch, der im Begriff war, aus dem Lande, in dem er lebte, zu verschwinden – ein Emigrant.

Ein Emigrant, nicht zum ersten Mal. Vor einigen Jahren hatte ich Jugoslawien verlassen, als in einer Weekendnacht unser König die Konstitution in den Papierkorb warf und sich zum Diktator ausrief. Diesmal verließ ich mein Asylland. Und wenn Jugoslawien auch das Land war, in dem ich geboren, in dem ich meine Kindheit und Jugend gelebt hatte, mein heutiger, dieser zweite Schritt schien mir folgenschwerer zu sein, als der vorhergehende.

Größer war diesmal der Einsatz. Größer die Folgen. Dieser Coup Hitlers drohte auf Europa niederzufallen, auf die ganze Welt.

Neun Tage sind es her, seit ich diesen Weg hinaufstieg, an den Kiosken mit Ansichtskarten und holzgeschnitzten Briefbeschwerern – »Zur Erinnerung an Schmiedeberg« – vorbei, an herrschaftlichen *Villen* und bescheidenen Bauernhäusern, alle noch mit verschlossenen Holzläden. Zur rechten Seite tauchte der Torbogen mit der Aufschrift »Bob-Bahn« auf. Ich schritt zwischen niedrigen Tannen, die Skibretter auf den Schultern, den Waldweg hinauf, der sich in die Höhe zu meinem Ziel wand.

Hier hatte sich die Stille noch dichter um mich gelegt, die Stille der Wälder, die Stille der Berge. Selbst der Schall meiner Schritte ward vom weichen und weißen Boden aufgesogen. Nur dann und wann raschelte es im Geäst, fiel mit einem hauchartigen Klang ein Schneeklumpen von einem überbelasteten Tannenzweig.

Ich wußte nicht, was mir an jenem Morgen war. Ich fühlte

mich müde, zerschlagen, krank, obwohl der Aufstieg erst begonnen hatte.

Vielleicht war es Hunger. Ich langte in die Tasche und biß in eine Schokoladerippe.

Es wurde mir nicht besser. Immer schwerer fiel es mir, meine Beine zu heben. Mein Herz pumpte in einem irren Tempo, bald setzte es aus, bald schlug es zwei Mal hintereinander.

Woran das liegen mag? Was ich jetzt zu vollbringen hatte, war doch eher ein bequemer Spaziergang als eine sportliche Leistung.

Alarmierend war diese Unordnung in dem Mechanismus meines Herzens geworden. Ich blieb stehen, steckte meine Skistöcke in den tiefen Schnee, lehnte mich an die beiden Griffkolben, schluckte weiter Schokolade mit Schnee, den ich von den Tannenzweigen abstreifte.

Ich raffte mich auf. Diese frühe Morgenstunde war die günstigste Zeit, um unbemerkt über die Grenze zu kommen. Aber schon nach den ersten Schritten trommelte mein Herz, als wären seine Klappen defekt geworden. Was kann das nur sein? Die Aufregung, die ich gestern und vorgestern ausgestanden hatte? Die Prügel und Schläge? Die beiden auf den Pritschen des Polizeipräsidiums und auf den Holzbänken des Eisenbahnzuges hingedösten Nächte? Die Demütigungen? Die Ohnmacht? Die Enttäuschungen?

Der Wald wich auf einer Seite zurück. Eine Lichtung öffnete sich. Auf einem steilen Hang stand ein alpiner Steinbau. Das war die Prinz-Heinrich-Baude, das letzte Haus auf deutschem Boden. Tausend oder zweitausend Meter weiter, und ich habe jenen imaginären Strich erreicht, zu dem ich strebe – die Grenze. Tausend oder zweitausend Meter weiter – und sie können mir nichts mehr anhaben.

Der Wind, der bislang nur durch die Spitzen der Tannen gepfiffen hatte, peitschte jetzt über das nackte Gelände, stach mit tausend eisigen Nadelspitzen meine Wangen, bedeckte meine Brillengläser mit undurchsichtigen Eislandschaften. Der Weg, der bislang mit einem bauschigen weißen Teppich belegt war, verlor sich nun auf dem glatten, vereisten und steil zum Himmel strebenden Hang. Ich glitt bei jedem Schritt aus, rutschte, keuchte, schwitzte, strauchelte, kam nicht vorwärts.

Nimm dich zusammen! In der Baude sitzt vielleicht Grenzpolizei oder S.A. Jetzt, wo du bis auf tausend oder zweitausend Meter an dein Ziel herangekommen bist, willst du jetzt alles auf

das Spiel setzen? Raff dich auf! Eine Viertelstunde, eine halbe Stunde, und du wirst dort drüben ausruhen können, solange es dir behagt.

Jedoch ich konnte nicht weiter.

In der Baude vergewisserte ich mich mit dem ersten Blick, daß hier keine Gefahr drohe. Keine Uniformen, weder braune noch grüne, eine wohlig warme Gaststube, gedeckte Tische, die auf Gäste warteten, es war ja erst acht Uhr. Nur ein Paar saß da, nicht jung, nicht alt, in bunten Skihemden, und strich sich Butter und Honig auf die Schrippen. Und die hölzerne Treppe kam ein beliebter Mann in Filzpantoffeln herab, der »Einen guten Morgen« in den Saal schleuderte und von dem Paar als Antwort ein »Ach, Sie Langschläfer!« erwidert bekam.

Nein, hier wußte man nicht, was unten im Flachland vorgefallen war, wußte nichts von Menschenjagden, nichts von Todesängsten, nichts von den gemarterten Körpern, die aus der Hedemannstraße in die Sammelzelle am Alex geliefert werden.

Keiner der hier Anwesenden würde auf den Gedanken kommen, daß der Blutschorf auf meinen Lippen und die Schramme auf meiner Stirn nicht durch einen Sturz, vielmehr durch Faust- und Gummiknüppelschläge erzeugt worden waren.

Oder trägt dieser Schein?

Gibt es nicht immer und überall Menschen, die sorglos plaudern und Butter und Honig auf Schrippen streichen, die- weil unter ihren Fenstern Menschen gejagt werden und im Nachbarhaus Menschen Todesängste ausstehen?

Ist diese Gleichgültigkeit um des Nächsten Schicksal nicht Vorbedingung für den eigenen Erfolg und das eigene Wohlergehen bei jenen, deren Leben auf Erfolg und Wohlergehen eingestellt ist?

Unwissen oder Nichtwissenwollen, wie auch immer diese Indifferenz zu deuten war, sie kam mir in jenem Augenblick zu Gute. Von niemandem beachtet aß ich meine Omelette, trank meine heiße Milch dazu, zahlte, bewältigte den steilen Abhang besser als ich es erwartet hatte und fuhr schließlich ab, die nackten Stöcke der Wegmarkierung entlang, um die ich jetzt, neun Tage später, in Erwartung Lobingers, Slalom fahre, damit ich mich erwärme und die nervöse Ungeduld des Wartens eindämmere.

Jene Abfahrt war die schönste meines Lebens gewesen. Sie vereinigte die sportliche Freude an der Schnelligkeit mit dem

Gefühl des Gerettetseins, das ein Ertrinkender haben muß, dessen Füße festen Boden berühren – den festen Boden der Tschechoslowakischen Republik.

Was nun vorerst folgte, gehörte dem Alltag an. Die Weiterfahrt und die Ankunft in einem kleinen Gebirgsdörfchen, das ich von meinen letzten zwei Skitouren kannte. Die Unterkunft bei Lobinger, meinem alten Quartiergeber. Seine Einladung, auch ohne Bezahlung bei ihm zu bleiben. »Was haben Sie in Prag verloren! Bleiben Sie hier, so lange Sie wollen, und erholen Sie sich vorerst.«

Ich blieb, neun Tage lang.

Zum Guten oder zum Schlechten?

Bis vor einigen Augenblicken dachte ich, daß es zum Guten war.

Aber jetzt, seit einer Viertelstunde befürchte ich, daß es zum Schlechten war. Lobinger wollte spätestens um drei Uhr auf dem Rückweg an dieser Stelle sein. Jetzt ist es ein Viertel nach drei. Verschwunden sind auch die letzten blauen Streifen am Himmel. Das Loch, in dem Deutschland liegt, ist noch infernalischer geworden, der Wind heult wie im »Fliegenden Holländer«. Mein Slalom-Laufen erwärmt mich nicht mehr, der Hang ist zu flach. Von den Stöcken möchte ich mich aber nicht entfernen, ich könnte Lobinger verfehlen.

Neun Tage lang war ich Gast im Hause von Lobinger gewesen. Tagsüber arbeitete er unten, im Talgrund, in einer Spinnerei. Abends saß ich mit den Lobingers, mit ihm und ihr, in der Wohnküche und erzählte. Erzählte von drüben, wie es kam und warum es kam und was die Leute davon denken und was ich alles in Berlin gelassen hatte.

Ich hatte in Berlin alles gelassen, was ich besaß. Aber von allem, was ich besaß, tat es mir nur um ein Stück leid: um meine Leunamappe.

Diese Notizen, Aufzeichnungen, Interviews, Beobachtungen, erste Entwürfe, Auszüge aus alten Zeitungen und Zeitschriften, aus Protokollen und Jahresberichten bildeten den Rohstoff für eine Buchreportage.

Das sollte nicht eine Reportage, wie viele andere werden. Der Stoff, den Leuna erzeugte, war Stick-Stoff und Brenn-Stoff. Stickstoff aus der Luft, flüssiger Brennstoff aus Kohle.

Die Verfahren waren geheim. Und sie wurden gut behütet.

Meine Arbeit war also nicht ohne Gefahren gewesen. Ich bewegte mich in einer Zone, die ständig von der Betriebspolizei

eingesehen war. Eingesehen war nicht nur die Fabriksiedlung Leuna selbst, sondern all die Hunderte von Weilern, Dörfern und Städtchen der Umgebung, aus denen die Arbeiter und Angestellten alltäglich mit der Eisenbahn, auf Autobussen und auf Rädern in das Werk kamen.

Betriebsspionage hieß der Paragraph, den man auf mich anwenden würde, wenn ich in die Hände der Polizei fiel. Vor kurzem noch wurden die Strafgesetze für dieses Verbrechen erhöht, das Höchstmaß, so weit ich mich entsinne, auf zehn Jahre.

Man konnte mich also zu zehn Jahren wegen Betriebsspionage verurteilen, obwohl das, was ich tat, nichts mit Betriebsspionage zu tun hatte. Ich war nicht nach Leuna gekommen, um zu erforschen, wie Stickstoff aus der Luft und Benzin aus Braunkohle gewonnen wird – darüber hätte ich mich weit bequemer, billiger und gefahrloser in der Staatsbibliothek in Berlin informieren können. Denn wenn auch das Verfahren ein Geheimnis war, so nur in den Einzelheiten. Die allgemeinen Grundsätze waren der ganzen Welt bekannt, und sie genügten mir.

Am Horizont, dort wo die Stöcke in den Hexenkessel versinken, der Deutschland heißt, taucht ein Fleck auf. Ein dunkler Fleck, der sich schnell vergrößert. Ein Mensch. Ein Skiläufer. Das könnte er sein, der Lobinger. Abbremsen die Freude, sonst wird die Enttäuschung bitterer. Ach, wäre er es, wie gerne verzichtete ich auf das Leuna-Manuskript, auf zehn Leuna-Manuskripte!

Er ist es nicht.

Unbekannt waren nur die Details. Eine Unmenge von Details, die in Tausenden von Patenten geschützt waren und den Leuna-Werken gehörten, die wieder Eigentum der I. G.-Farbenindustrie waren.

Aber auch um diese Details zu erwerben, wäre ein Spion nicht hierhergekommen. Und wäre er hierhergekommen, so hätte er sich nicht in Leuna sehen lassen. Nicht in Leuna, nicht in den umliegenden Ortschaften. Er hätte nicht die Arbeiter in ihren Wohnungen aufgesucht, sondern im besten Hotel von Halle seine Leute empfangen. Nicht mit Kohlenschippern und Verladern und Druckablesern und Mischern, und wie die Verrichter der tausenderlei Teilhandlungen heißen mögen, hätte er gesprochen, sondern mit den Ingenieuren und Chemikern der Versuchs- und Kontroll-Laboratorien. Denn was weiß